

ZUSTANDS ÜBER GÄNGE

Erinnerungen an 1989



Hrsg. Karen Obenauf

„Ich wünschte, ich könnte mich
erinnern, aber ich weiß nichts mehr
aus der Zeit.“

Jana Amtsberg, Jahrgang 1983

Vorwort

Am 3. Oktober 2024 feiert die Bundesrepublik in Mecklenburg-Vorpommerns Landeshauptstadt Schwerin den Tag der Deutschen Einheit – 34 Jahre nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten. Seinerzeit wurden Freiheit, Demokratie und die Überwindung der jahrzehntelangen Teilung bejubelt. Heute, mehr als drei Jahrzehnte später, scheinen Freiheitsrechte in Gefahr, demokratische Werte bedroht und die Menschen im Land gespaltener denn je. Dieses Magazin wirft die Frage auf, ob der Blick zurück helfen kann, eine Brücke in Gegenwart und Zukunft zu schlagen; ob Erinnerung an das Gestern der Demokratie heute und morgen dienen kann.

Die Schweriner Artdirektorin Karen Obenauf, Jahrgang 1982, wollte von Menschen in ihrer Heimatstadt Schwerin wissen, wie sie die Zeit des Umbruchs 1989 erlebt haben. Wollen sie sich erinnern? Woran und wie erinnern sie sich? Die Schilderungen der „Zustandsübergänge“ haben zu Illustrationen inspiriert und zeigen, wie große Geschichte im Kleinen passiert. Im besten Fall wird das Magazin als Plädoyer verstanden, die Vergangenheit des Einzelnen zu achten, Meinungen anzuhören und Gemeinsamkeiten auszuloten. Wir müssen im Gespräch bleiben – respektvoll, menschlich, auf Augenhöhe. In Schwerin, in Ostdeutschland, in der Bundesrepublik. Dieses Magazin soll zum Tag der Deutschen Einheit und darüber hinaus ein kleiner Anstoß dazu sein. ■



Marlen Mauermann (Jahrgang 1981)

Ich war neun Jahre alt, und in der DDR wurde selten gemeinsam ferngesehen – es gab ja kaum Programm. Doch an diesem Abend saß ich im Schlafanzug im Wohnzimmer und sah meine Eltern und meine 13-jährige Schwester weinend vor dem Fernseher. Alle waren wie gelähmt.

Auf dem Bildschirm sah ich die ersten Bilder von Menschen, die auf die Mauer kletterten und riefen: „Wir sind das Volk. Wir sind das Volk.“ Meine Mutter sagte: „Sie öffnen die Mauer. Wir sind frei!“

„Wir haben alles nur mit offenem Mund angestarrt.“

Damals hatten wir einen Wartburg, was in der DDR nicht selbstverständlich war. Mein Vater betrieb eine eigene Werkstatt in Anklam, und genau mit diesem Auto fuhren wir nach Berlin. Dort lernte ich zum ersten Mal meine Verwandten kennen.

Als wir in Berlin ankamen, waren wir überwältigt – überall leuchtende Reklame. Wir wussten gar nicht, wohin wir zuerst schauen sollten. Wir trafen meine Tante und meinen Onkel in einem chinesischen Restaurant mit Koikarpfen im Teich. Es fühlte sich an, als wären wir in einer anderen Welt. Wir standen nur da, mit offenem Mund, und konnten all die Eindrücke kaum fassen. ■





Petra Hinze (Jahrgang 1965)

Am 7. Oktober 1989 wurde ich (nach der Geburt meines Sohnes am 2. Oktober 1989) aus dem Krankenhaus abgeholt. Draußen war plötzlich überall Polizei. Ich war ganz verwundert, weil ich fünf Tage lang im Krankenhaus nichts mitbekommen habe. Ich hatte mir dort noch mit Freude eine Erstmals etwas mutigere Rede durchgelesen und gestaunt, dass die in der Zeitung abgedruckt worden ist. Aber da hatte sich schon viel mehr gedreht in den fünf Tagen... Gebrodelt hatte es schon länger vorher, was durch eine Ausreisewelle über die ungarische Botschaft Ausdruck fand.

Am 7. Oktober 1989 also, dem 40. Jahrestag der Gründung der DDR, kam es jetzt statt der üblichen offiziellen Feierlichkeiten zu öffentlichen Protesten, was vorher noch niemals dagewesen war. Wer hier auf die Straße gegangen ist, war wirklich in Gefahr und mutig, weil noch gar keiner wusste, wo die Reise hingehet – Polizei war schon überall stationiert, ob auch noch Panzer kommen und wie die Polizei eingreift, war weder der Bevölkerung noch den Angestellten der Streitkräfte selber klar. Es war eine große Verunsicherung und eben eine große Gefahr. Verschiedene mutige, bekannte Persönlichkeiten wie Friedrich Schorlemmer und Frau Spira haben Immer wieder zu Protest mit Verzicht auf Gewalt aufgerufen.

Wer also jetzt, vor und um den 9. Oktober 1989, zum friedlichen Protest auf die Straße gegangen ist, war mutig und war in Gefahr, auch noch weiter in den Oktober hinein. Von uns ist dann immer nur einer hingegangen, so dass einer für das Kind da war.

Später wurden die Proteste anders, es war nicht mehr gefährlich, und es wurde lauter. Leider sind es dann die späteren und lauterer Menschen gewesen, die oft die Wirren der Wendezeit gut für sich ausnutzen konnten. Menschen, die in der DDR schon angeeckt sind oder „unbequem“ waren, hatten es dann leider zum Teil später wieder nicht leicht.

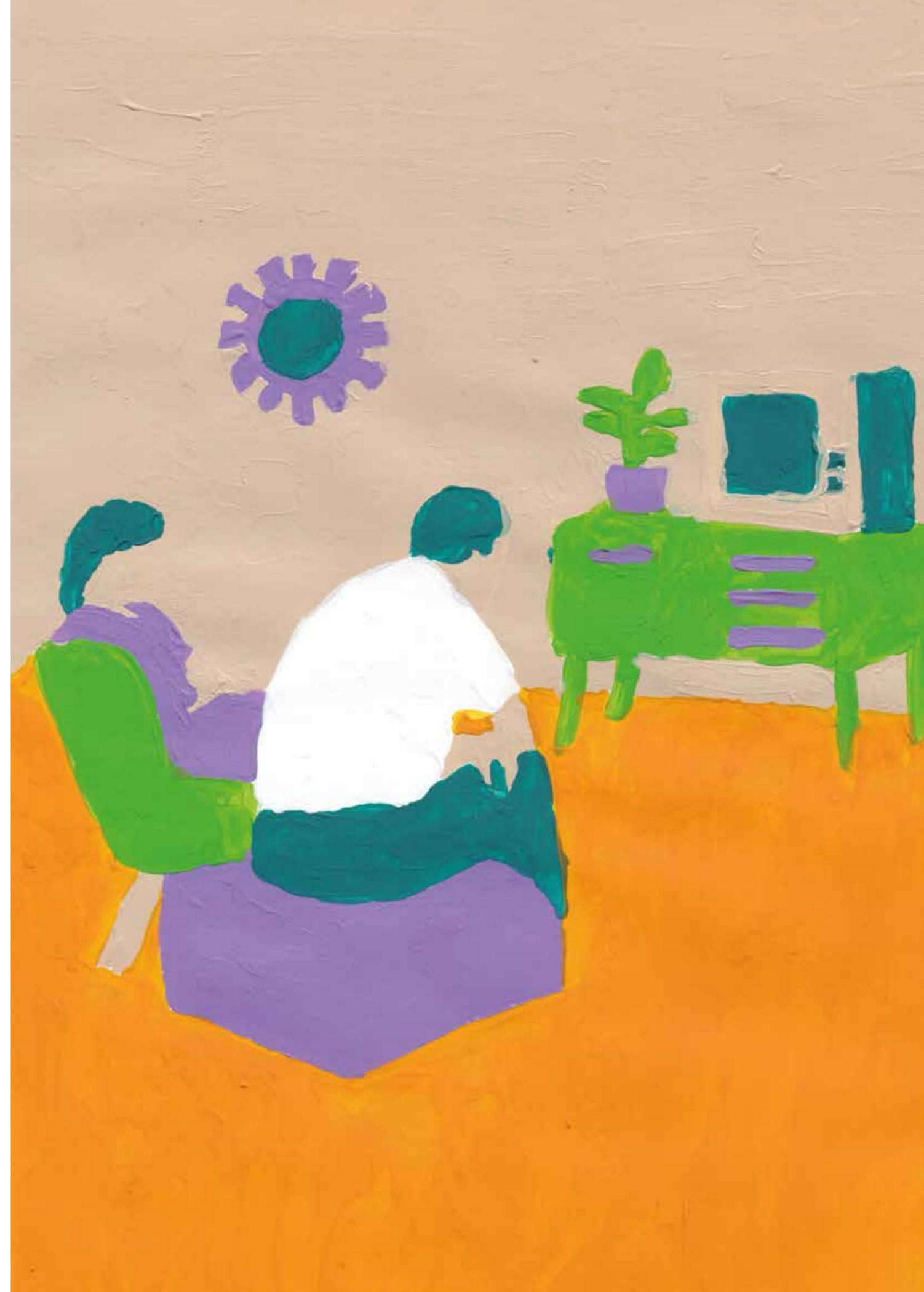
Wichtig waren die Menschen z. B. vom Neuen Forum, auch die Menschen, die sich Gedanken um einen wirklich neuen Weg gemacht haben, die sich unter Gefahr engagiert haben. Sie wurden leider weniger und weniger gehört.

„Wenn man was sagt, kann man es ja auch nicht gesagt haben.“

Am 9. November 1989 waren wir bei Freund*innen und haben da eigenartiger Weise Nachrichten gemeinsam geschaut – wahrscheinlich weil in dieser Zeit täglich etwas Neues und Unerwartetes war. Es war ein Freund*innenkreis, wo wir auch schon zu DDR Zeiten miteinander Klartext reden konnten. Diese Kreise waren uns sehr wichtig. Da kam dann plötzlich die erstaunliche Nachricht, die ungläubig vorgelesen wurde und die wir selber kaum glauben konnten, aber die sich natürlich auch großartig angefühlt hat! Wir sind damals allerdings mit unserem kleinen Baby nicht zur Grenze gefahren.

Kurz vor der Wende war ich einmal in Westdeutschland – als ich nämlich schwanger war, wurde mir das genehmigt zu einem runden Geburtstag einer Tante zu fahren. Man war sich anscheinend sicher, dass ich als schwangere Frau zu meinem Partner wieder nach Hause zurückkehren werde – was ich ja dann auch gemacht habe.

Sehr viel später habe ich von der Mutter meiner Banknachbarin in meiner Heimatstadt gehört, dass ich einen gewissen Schutz vor der Stasi genossen hätte in der DDR, da meine Eltern katholisch waren. Nach dem Motto „Die kann man nicht bekehren“. Das hätte mir natürlich ein bisschen Sicherheit gegeben, wenn ich das vorher schon gewusst hätte. Und da hatte ich damals auch nicht geahnt, dass hier bei der Familie meiner Klassenkameradin Verbindungen zur Staatssicherheit bestanden hatten. Außerdem habe ich 30 Jahre später von dieser Banknachbarin selbst gehört, dass sie mich provozieren sollte – zum Beispiel dass ich auch so „mutig“ wie sie bin und mir das Schild „Schwerter zu Pflugscharen“ an die Jacke nähe. Das habe ich mich aber nicht getraut und fand mich deswegen feige. Aber es war ja richtig, das nicht gemacht zu haben, darauf war ja anscheinend nur gewartet worden. Ich fand es mutig von ihr, dass sie mir das jetzt im Nachhinein als wir sie zufällig getroffen haben, erzählt hat. ■





Anonym (Jahrgang 1970)

Ich bin da mit relativ langen Haaren hin und dann ist da eine Taktstraße, da steht einer vorne und schneidet die Haare kurz und du musst einfach 1,50 Mark bezahlen. Und ich frag ihn „Aber Friseur bist du nicht?“, „Nö. Tischler.“ So sah das aus.

Als Abiturient bist du sofort zur Armee geschickt worden. Man kriegt eine Karte und dann musst du zum Bahnhof und dann haben die dich verteilt. Ich bin in der Hagenower Straße in Schwerin gelandet und habe da erst mitbekommen, dass das Polizei ist und nicht Armee. Also Bereitschaftspolizei. Bis heute noch. Da wo jetzt dieses Technologiezentrum ist, da habe ich immer Wache gestanden.

Und wenn du dir heute diese ganzen Filme von der Wende anguckst und die böse Polizei zu sehen ist und du siehst da Leute mit Schulterstücken, wo nichts drauf ist: Das sind alles Wehrdienstleistende, die genauso viel Wurst in der Hose hatten, wie die auf der anderen Seite.

Wir sind nach dem 23. Oktober 1989 nach Wismar in den Seehafen gegangen, Arbeiterwohnheim und dann haben wir da wochenlang albanischen Cognac ausgeladen. Das war irgendwie sehr ungesund. Total gaga, jeden Abend in die Wattejacken zwei Flaschen Schnaps gesteckt. Dann musstest du morgens immer erstmal einen Schluck trinken, um die Uhr zu erkennen.

Am 2. Oktober 1989, meine ich, war die erste Geschichte vom „Neuen Forum“ öffentlich in der Paulskirche hier in Schwerin und dann haben die ja Demonstrationen geplant, auch die am 23. Oktober 1989, welche die größte in Schwerin war.

Und weil die SED das mitbekommen hat, hat die vorher eine eigene Veranstaltung gemacht, wollte das Ding also so ein bisschen konterkarieren, hat eine eigene große Veranstaltung gemacht und wir sind eigentlich ausgerückt mit der Ansage, wir sollen diese SED Veranstaltung absichern.

Aber im Grunde war das eine Maßnahme, um eventuell diesen Marsch da zu beenden.

„Die Entscheidung nicht Einzugreifen ist im Grunde schon in Leipzig gefallen, früher.“

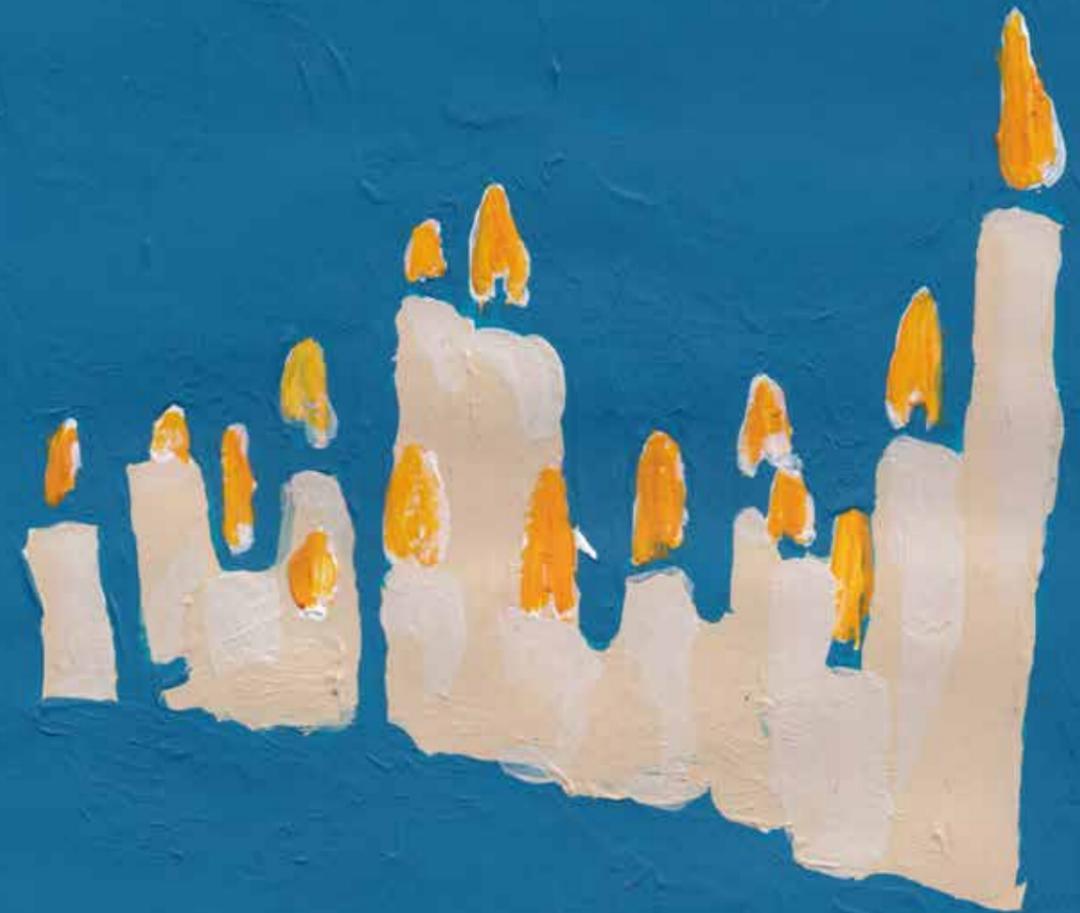
Wir sind da also mit unseren Robur LO 3000 in das Arsenal reingefahren. Das sind so kleinere Lastkraftwagen, wo hinten so eine Mannschaft drauf sitzen kann, die vorne abgeknubbelt aussehen.

Wir mussten nicht ausrücken, weil es so friedlich war. Aber die Entscheidung nicht einzugreifen ist im Grunde schon in Leipzig gefallen, früher. Und da hat der alte Honecker sich ja noch mal gegen die Betonköpfe durchgesetzt. Das muss man sagen, das ist glaube ich eins seiner wenigen Verdienste, dass er da nicht die chinesische Lösung gemacht hat.

Abends um eins sind wir wieder nach Hause und haben uns gewundert, warum der Pfaffenteich – der ganze Pfaffenteich – mit Kerzen voll stand. Also hier am Arsenal auf den Fensterbrettern und überall standen Kerzen.

Am 9. November 1989 war ich in Wismar im Seehafen und war in der Nachtschicht und habe das irgendwie erst während der Arbeit gehört, die haben irgendwie gesagt, die Mauer ist auf. Und da sind wir aber auch erst, ich glaube, 14 Tage später raus.

Danach waren wir ganz schön mit uns beschäftigt, muss man ja mal so sagen. Dann kam ein geiler Sommer. Meine Frau war schwanger. Dann war Fußballweltmeisterschaft. Und wir haben ein Haus besetzt. Vieles stand leer und wir hatten keine Wohnung. Also die Innenstädte waren ja total marode und dann sind ja ganz viele abgehauen. Wir sind so durch die City gegangen und haben uns angeguckt, wo scheinbar niemand mehr wohnte. Wir haben noch ein paar Tage gewartet, ob noch jemand kommt und dann haben wir das Schloss gewechselt und Strom und Wasser. Es hatte doch noch jemand im Haus gewohnt, aber der war dann weg. Der ist wahrscheinlich auch abgehauen. ■





„Eine Protestaktion, gegen ein System
von dem gesagt wurde,
dass es eh bald abgeschafft wird.“

Anonym (Jahrgang 1970)

Im Sommer 1989 war ich in Ungarn. Im Urlaub. Und der Vater von meiner Freundin hat sich von ihr verabschiedet und hat gesagt „So okay, tschüss, das war’s dann wohl.“ Der kommt nicht wieder. Wir hatten nie den Gedanken irgendwie abzuhausen.

Nach dem Urlaub sind wir ins Wehrlager. Ein riesiges Armeecamp, wo wir dann auch tatsächlich im September 1989 noch Sturmbahn mit Schnuffi, also mit Gasmaske und alles, machen mussten.

Also wir haben so ganz böse Sachen gemacht, z.B. haben wir uns köstlich amüsiert, abends eine Schachtel leer zu rauchen und die ganzen Kippen vor „deren“ Bungalow zu kippen. Eine Protestaktion, gegen ein System von dem gesagt wurde, dass es eh bald abgeschafft wird.

Am 9. November 1989 war ich in Parchim mit meinen Eltern indisch Essen. Im Gambrinus. Da haben wir es gehört. Und ich konnte das gar nicht glauben. Also ich habe das an dem Abend noch gar nicht so richtig wahrgenommen. Es kam dann erst irgendwie am nächsten Tag, als einige nicht wieder zurück kamen. ■



Anonym (Jahrgang 1970)

Als ich das erste mal raus durfte, von der Armee, stand ich mit dieser scheiß Uniform irgendwo auf dem Bahnhof und habe eine Telefonzelle gesucht und habe zu Hause bei den Eltern meiner Freundin angerufen. Ich wollte sagen, dass ich komme und die Mutter hat, wie ihre Art so ist, gesagt: „Nee, du, die ist gerade nicht da. Die ist nach Lüneburg.“ Und ich: „Alles klar, kommt sie wieder?“ „Oh Gott, ich denke heute Abend.“ „Dann hab ich ja Glück gehabt.“ ■



Anonym (Jahrgang 1969)

Da war ich bei Freund*innen mit meinem Partner. Ich war 20. Und ja, wir haben abends gegessen, gequatscht und ein bisschen was getrunken.

Ich glaube, irgendjemand kam noch dazu und hat gesagt „Ihr müsst unbedingt das Radio anmachen oder den Fernseher!“. Wir haben dann auf dem Boden gesessen und haben – wie hieß denn das damals – „Aktuelle Kamera“ geschaut.

Ja, irgendwie so kam dann eben die Nachricht vom Zentralkomitee und so, dass die Grenzen offen sind und diese berühmte Rede, die sicherlich auch in vielen Dokumentationen schon zu sehen war.

Und dann haben wir ja so ganz schweigsam und mit Jubel und wieder sprachlos da gesessen.

„Ich war natürlich bei den Demonstrationen dabei, den Kofferraum voller Kerzen.“

Ich war nicht jemand, der einen Ausreiseantrag gestellt hat. Ich habe da auch nie mit dem Gedanken gespielt. Ich hatte eine gute Kindheit gehabt, aber ich war natürlich bei den Demonstrationen dabei, den Kofferraum voller Kerzen. Da waren wir natürlich hier in Schwerin alle mit dabei.

Die Zeit danach, die war dann schon ein großer Umbruch, weil meine Eltern dann auch nach Lübeck gegangen sind und ich für sie die Wohnung und das Haus aufgelöst habe.

Die haben hier gelebt und haben sich sofort entschieden wir, gehen. Sie befürchteten, wenn die Grenzen offen sind und der Westen kommt, dann würden sie arbeitslos werden. War ja letztendlich auch so.

Wir haben uns natürlich am nächsten Tag sofort mit mehreren Freund*innen, ich glaube drei, vier Autos waren wir und dann Richtung Lübeck aufgemacht, über Selmsdorf. Dann standen wir natürlich stundenlang in einer Langen Schlange, weil wir ja nicht die einzigen waren, die diese Idee hatten. ■





„Sie gaben uns einen Atlas –
mit den Straßen im Westen.“

Frau und Herr Ruf (Jahrgang 1959)

In der Hermann-Duncker-Straße (jetzt Von-Stauffenberg-Straße) war alles da: Kindereinrichtungen, Kaufhallen (so hieß es damals) und auch eine Schule und eine Gaststätte. Unsere Wohnung hatte Fernwärme mit fließend Warmwasser und die Straßenbahn war innerhalb von ein paar Minuten Fußweg über den Innenhof erreichbar.

Wir haben gut gewohnt und ich würde sagen, wir haben gern da gewohnt .

Am 9. November 1989 sind wir rechtzeitig ins Bett gegangen. Wir mussten am nächsten Morgen früh raus , denn mein Mann hatte Frühschicht und ich musste zur Weiterbildung , nachdem ich die Kinder entsprechend in den Einrichtungen, Kita und Schule, untergebracht hatte. Erst zur Frühschicht kam die Information, dass die Mauer auf ist, aber es war sehr unwirklich.

Ein Kollege auf Arbeit war die ganze Nacht unterwegs. Er ist abends losgefahren und war nachts in Lübeck gewesen. Und kam dann morgens zur Arbeit – fast jeder war einmal bei ihm, hat eine Runde gedreht von der Maschine weg zu ihm an den Arbeitsplatz.

Am frühen Nachmittag kam ich von der Frühschicht nach Hause und meine Frau war zwischenzeitlich beim Haushalt machen. Ich sagte zu ihr, wir müssen jetzt los, Visum von der Polizei holen und zur Staatsbank, Geld holen.

Wir sind dann zur Polizei gefahren, um das entsprechende Visum zu erhalten – natürlich mit anstehen neben vielen anderen Menschen. Von dort aus sind wir dann zur Staatsbank in die Otto-Grotewohl-Straße (jetzt Friedrichstraße) gefahren. Das war die Bank, die heute zum Hotel umgebaut wird. Dort habe ich dann mit unserer ältesten Tochter wieder angestanden, um 45 D-Mark ausgezahlt zu erhalten .

Am 11. November 1989 wollten wir dann mit unserer ältesten Tochter auch rüber fahren und uns das Begrüßungsgeld abholen. Die Großeltern aus dem Raum Plau sollten dann kommen und sich unserer jüngsten Tochter annehmen. Jedoch verspäteten sich diese etwas, denn Gott und die Welt war auf der Straße. Wir sind dann rüber zu unseren Nachbar*innen, die beide der Staatssicherheit angehörten. Dennoch hatten wir ein sehr vertrautes Verhältnis, auch waren unsere Kinder im ähnlichen Alter. Wir haben gefragt, ob sie unserer jüngste Tochter nehmen würden, bis die Großeltern kommen. Der Opa, der dort gerade zu Besuch war, fragte: „Aber Sie kommen doch wieder?“. Ich habe gesagt: „Was für eine Frage, natürlich kommen wir wieder!“ So konnten wir los fahren und nach ungefähr 200 Metern kamen uns die Großeltern schon entgegen und haben uns auch einen Atlas mit Straßenverzeichnis aus der BRD mitgebracht.

Und dann ging es los in den Westen, zusammen mit unserer Ältesten. Unser erstes Ziel nach der Grenze sollte Mölln werden. Am entsprechenden Grenzübergang war ein Stau von ungefähr zehn Kilometern. Aber es ging recht zügig: Ausweis auf, Stempel rein und ein paar angstvolle Blicke unsererseits.

Es war eine Freude. Aber ein gewisser Respekt war schon da. Und ich bin persönlich froh, dass kein Schuss gefallen ist. Die Grenztruppen oder Staatssicherheitsleute waren besonnen und auch die Leute, die rüber wollten haben sich ein bisschen zurückgehalten und keine Eskalation verursacht. Denn das war im Nachhinein doch alles, dass es so toll abgelaufen ist, hätte doch keiner gedacht. Ja, und dann sind wir in Schleswig Holstein reingefahren. „Wir sind jetzt in dem Westen. Wir sind jetzt im Westen.“ Für uns war das völlig unmöglich alles.



„Und ich finde, wir können alle ein bisschen zufriedener sein.“

Wir sind der Menschenmenge hinterher nach Mölln gefahren, haben uns beim Rathaus eingereiht. Eingereiht, um das Begrüßungsgeld abzuholen. Da waren die aus dem alten Bundesland und haben Kaffee und Kekse verteilt. Sie waren sehr gastfreundlich.

Wir hatten ja unsere Große dabei und immer wenn die irgendwo was geschenkt bekam, weil man war ja großzügig zu dem Zeitpunkt, da hat sie gesagt „Ich habe zu Hause noch eine kleine Schwester.“ Also kriegte sie immer noch etwas für ihre kleine Schwester.

Wir haben uns das Geld geholt und sind in den Karstadt gegangen. Ein Traum waren Turnschuhe mit Klettverschluss. Jetzt waren wir in Karstadt und ich konnte nicht mehr klar denken: die Farben der Klamotten, wir waren in der Herrenabteilung, Damenabteilung – diese Farbenpracht hat mich erschlagen. Die Farbenpracht, die ganze Vielfalt – es war alles da in diesem einen Haus. Es gab alles, von Unterwäsche bis zum Schlips, von A bis Z.

Nach unserem Besuch in Mölln sind wir in Richtung Ratzeburg gefahren. Auch in Ratzeburg freuten sich die Menschen mit uns. Wir kamen zum Marktplatz und wurden dort von einem Mann und einer Frau angesprochen, woher wir kamen. Wir sagten, dass wir aus Schwerin sind. Sie waren so voller Freude mit uns, beschenkten uns mit Punica, Saft und Sekt und ein paar anderen Dingen. Auch haben sie uns ihre Telefonnummer gegeben .

Dieses Geschehen mit dem Mann und der Frau war richtungsweisend bis heute. Wir sind immer noch eng befreundet.

Im Kaufhaus Mohr hat der Juniorchef alle, die reinkamen, mit Handschlag begrüßt – hatte Kaffee, Kuchen vorbereitet. Das kennt man ja gar nicht. Und ich muss sagen, wir sind sehr oft, auch nach der Wende noch im Kaufhaus Mohr gewesen.



Im Dezember 1989 sind wir von einem Besuch zurück gekommen, als unser Nachbar bei uns klingelte. Er sagte, du hast bei der ARD-Sportschau „Tor des Jahres 1989“ den dritten Preis gewonnen, eine Reise nach Italien zur Fußball WM 1990. Dann bekamen wir von der ARD die Aufforderung nach Berlin ins Grand Hotel zu kommen, um uns das Taschengeld in Höhe von 1700 D-Mark abzuholen.

Wir mussten uns Pässe besorgen. Italien war noch nicht visafrei. Ich hatte gehört, dass man früh in Berlin sein musste, weil sie nur zehn Pässe annahmen. Klaus, unser Nachbar von der Staatssicherheit hatte es mir erzählt. Ich bin dann mit dem Trabant meiner Eltern nachts um zwei Uhr losgefahren. Um vier Uhr war ich bei der Italienischen Botschaft. Ich komme dahin. Da standen aber schon sechs Leute vor mir, hinter mir stand eine Frau. Ich drehte mich um, die fing an zu weinen. Ich fragte: „Wieso weinen sie denn?“ „Ich war schon gestern hier, ich war die Elfte gewesen. Da haben sie mich weggeschickt.“ Die Italiener*innen haben ihre Muskeln spielen lassen: Zu viele DDR-Bürger*innen wollte man ins Land nicht reinlassen.“

So lief das dort. Dann habe ich die Pässe abgegeben und drei Wochen später oder vier Wochen später war Italien für DDR-Bürger*innen visafrei. Dann bin ich wieder hingefahren, aber ganz gemütlich, nicht mehr so früh aufgestanden und habe die Pässe wieder abgeholt.

Die Frage, was sich geändert hat, zu beantworten ist gar nicht so einfach. Es war ja vieles von oben gesteuert. So viele Möglichkeiten hatten wir ja nicht. Wir Frauen und die Wochenkrippe, die wurde mir ja manchmal so vorgehalten, auch in der Familie. Aber wenn wir Frauen zur DDR Zeit nicht gearbeitet hätten, dann wäre die Wirtschaft wohl zusammengebrochen. Die Frauen haben das ja mitgetragen. Und dann habe ich gesagt, was wichtig war, es war für alles gesorgt. Wir waren zufrieden. Aber ich muss immer betonen, wir hatten ja keine Vergleichswerte.

Grundsätzlich würde ich jetzt sagen, die Menschen haben sich verändert. Sehr verändert. Manchmal denken sie sehr kurz. Und ich finde, wir können alle ein bisschen zufriedener sein. Ich finde, dieser Unzufriedenheit gibt man zu viel Gewichtung, weil wir haben alles. Ja, ich würde sagen, es gab auch früher unzufriedene Menschen, aber ich glaube, die haben nicht so viel Gehör bekommen wie heute. Das ist heute anders. ■





Anonym (Jahrgang 1965)

Im Juni 1989 lebte ich schon in Hannover, ich hatte zuvor einen Ausreiseantrag gestellt.

Am Abend des 9. November 1989 arbeitete ich in einer Kneipe als jemand rein kam und sagte, dass die Mauer auf sei. Ich wollte das nicht hören, ich bin doch weg von denen, jetzt kommen sie hierher. Als der Zweite reinkam, wurde das Radio angemacht und wir hörten alle nur zu. Und beim Dritten, der es uns sagte, nahm ich es langsam wahr – aber glauben konnte ich es lange nicht. ■



Sabine Klemm (Jahrgang 1964)

Ab März 1989 war ich viel in der Gethsemanekirche, habe die Mahnwachen unterstützt, an Diskussionen und Veranstaltungen teilgenommen. Wir waren auf sämtlichen Demos und Kundgebungen. Es war ein aufregender Sommer, in dem viele Menschen über die Botschaften in Prag und Budapest in den Westen gegangen sind. Das sind die Orte, wo wir uns mit unseren ausgereisten Freund*innen getroffen haben.

Tatsächlich lebe ich seit Januar 2001 in Schwerin. Den 9. November 1989 habe ich in Berlin-Prenzlauer Berg erlebt. Ich kam am Abend vom Portugiesischkurs aus der VHS und schaute wie immer bei meiner Nachbarin herein.

Sie erzählte mir, dass sie im Radio auf Rias 2 gesagt hätten, die Mauer sei gefallen. Das glaubten wir beide nicht und taten es ab. Fernsehen und Telefon hatten wir natürlich nicht. Als ich am nächsten Morgen zur Arbeit kam, stürzten gleich alle auf mich zu und fragten, ob ich schon im Westen gewesen wäre. Und als ich endlich drei Tage später meine ausgereisten Freund*innen in Kreuzberg besuchte, fragten sie mich, ob ich gestorben sei, weil ich mich so lange nicht gemeldet hatte.

Es war einfach unglaublich! Wir waren unser ganzes bisheriges Leben darauf getrimmt, niemals in den Westen zu kommen, jedenfalls nicht legal. Aus Jux haben wir immer gesagt: Wir treffen uns im Jahr 2000 unter dem Eiffelturm. Jetzt hatten wir Angst, dass sie uns womöglich nicht wieder zurücklassen.

Und wer hatte in der DDR schon einen Pass? Seit Mitte der 80er Jahre wurden immer mehr und vor allem engere Freund*innen von mir abgeschoben. Vor dem 9. November 1989 war es schlicht nicht möglich, einfach in Westberlin anzurufen. Briefe haben zwei bis drei Wochen gedauert. Und dann: 20 Minuten mit dem Fahrrad von Haustür zu Haustür. Ich fühlte mich verarscht.

„Es war eine Zeit des Aufbruchs und des Reisens.“

Einmal betreute ich eine alte Frau, die so nah an der Mauer wohnte, dass man eigentlich einen Passierschein zum Betreten ihres Hauses gebraucht hätte. Aber sie ließ mich auch so rein und plötzlich stand ich am Fenster im vierten Stock und schaute über die ganze „Sicherungsanlage“. Fast wäre ich hinten über gefallen, dass wir in einem solchen Hochsicherheitstrakt leben, war mir nicht klar.

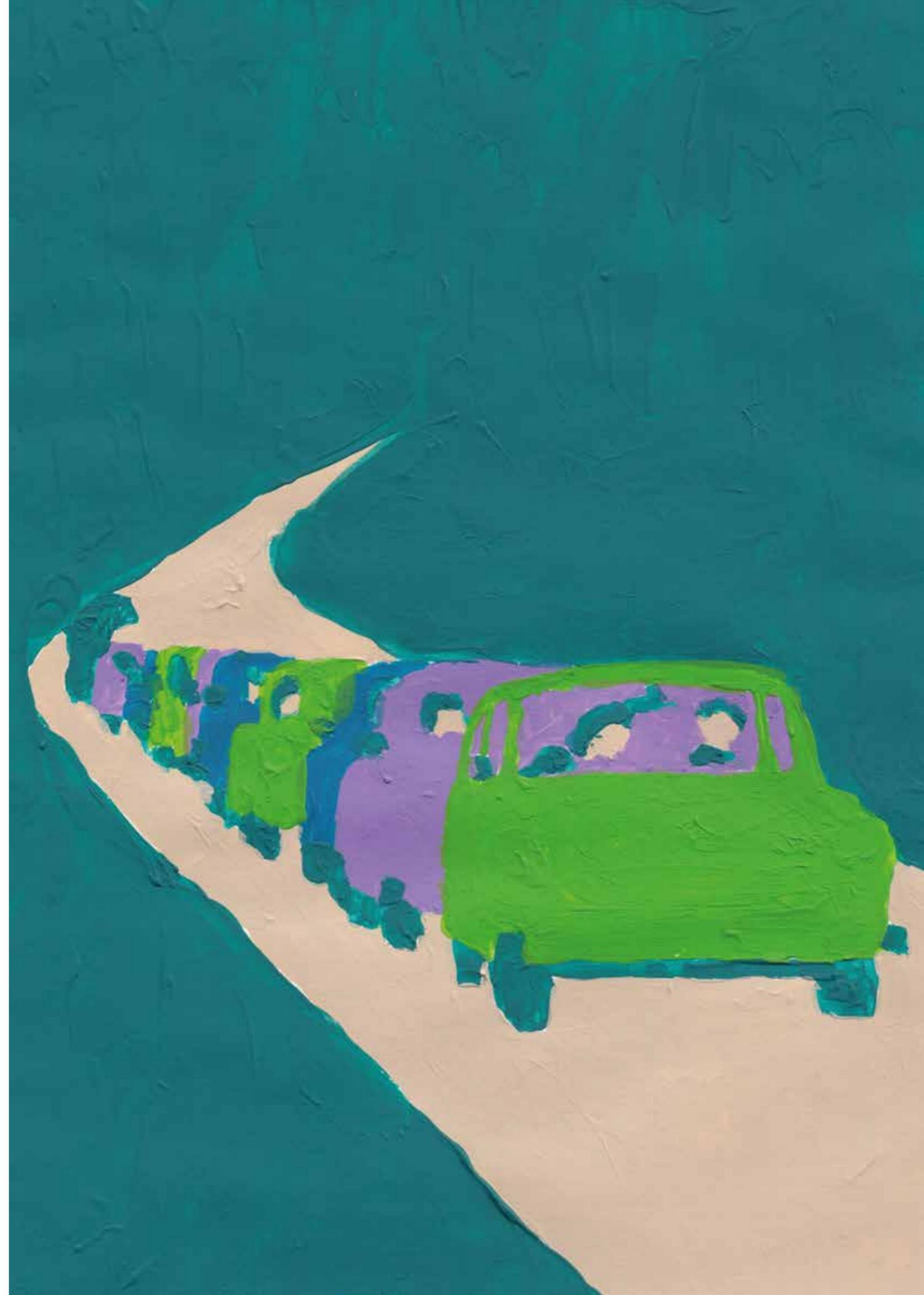
Dabei hatten wir eigentlich keine Angst. Wenn Leute vom Ausguck in die Oderberger Straße winkten, winkten wir zurück. Wie aus dem Nichts kam dann regelmäßig ein*e Polizist*in, verlangte unseren Perso und belehrte uns, dass dies „unerlaubte Kontaktaufnahme“ sei.

Aber selbst zu gehen, konnte ich mich nicht entschließen. Man durfte ja nicht wieder zurück. Später sagte ich immer: Sie haben die Mauer extra für mich aufgemacht.

Aber dann wurden wir wie alle anderen zugereisten Einwander*innen in der Bundesrepublik behandelt. Nur als Beispiel: Ich arbeitete inzwischen als Betreuerin im Geschützten Wohnen Pankow. Bei uns waren Behinderte, psychisch Kranke und Menschen aus der Forensik untergebracht. Wir wurden zum Gesundheitsamt bestellt, um nach BAT (Bundesangestelltentarif) eingestuft zu werden und das ging so: Psychiatriediakon – gibt es im Westen nicht, also ungelernt; öffentlichen Dienst – gibt es im Osten nicht, also Anfänger*innen; wir arbeiten zwei Stunden länger pro Woche als im Westen und erhalten 60 Prozent des Gehalts. Da habe ich zu dem Beamten gesagt: Das habe ich in der Schule gelernt, das heißt Ausbeutung!

Also habe ich doch noch studiert und es war eine Zeit des Aufbruchs und des Reisens. Am Ende hatte ich ein Diplom und ein kleines Kind. Einen Arbeitsvertrag mit dem Wort „unbefristet“ habe ich seit 2012.

Aber jetzt müssen wir wieder um unsere Demokratie bangen – das Aufstehen der letzten 30 Jahre hat nicht gereicht! ■





Interviews, Illustrationen,
Satz & Layout:
Karen Obenauf
Illustration & Artdirektion

Schliemannstraße 15
19055 Schwerin
E-Mail: hello@karenobenauf.de
www.karenobenauf.de

Projektmanagement: Katrina Schmitz

Vorwort: Katrina Schmitz, Josephine
Glöckner, Marlis Tautz

Gefördert von der Partnerschaft für
Demokratie Schwerin in Kooperation mit
dem Kommunalen Konfliktmanagement.
www.demokratie-leben-schwerin.de

Druckauflage: 5.000 Stück;
01/2024, Schwerin.
Stand: September 2024

Für alle, die Interesse an einer weiteren
Auseinandersetzung mit dem Thema ha-
ben, sei hier auf den Landesbeauftragten
für Mecklenburg-Vorpommern für die
Aufarbeitung der SED-Diktatur und das
Dokumentationszentrum des Landes für
die Opfer der Diktaturen in Deutschland
hingewiesen.

Herzlichen Dank an alle, die bereit waren,
ihre Erinnerungen zu teilen, sowie an jene,
die dazu beigetragen haben.
Ein Dank auch an das Stadtarchiv Schwerin
für die freundliche Unterstützung.

Abschließend noch der Hinweis, dass
wir im Sinne einer geschlechtergerechten
Sprache alle Interviews und Texte
gegendert haben, obgleich nicht alle
Interviewten in ihrer Sprache gegendert
haben.

